

Nr. 169. Bromberg, den 27. Juli 1932.

„Antworte, Charlie, die Zeit verrinnt"

Roman von Rolf Brandt.

Der General war wirklich bewegt. Er beugte sich zu seinem Adjutanten: „Ein feiner Junge, nicht?" Als ob man das Wort des Generals auf dem ganzen Hof gehört hätte, begannen jetzt die Engländer, die zuerst abmarschierten, zu spielen: „He is a jolly good fellow".

Sir Frederic Mayburn trat an den Fürsten heran und schüttelte ihm ostentativ die Hand, obwohl er eigentlich hätte abwarten müssen, bis der belgische Fürst dies getan hätte. Aber Sir Frederic, dessen Vater der siebzehnte Lord von Hayfield war, hielt im Grunde nicht viel von den Belgiern. Er Frederic Mayburn, zeichnete durch seinen Händedruck diesen belgischen Prinzen aus. Was er von sich aus sonst unter keinen anderen Umständen getan hätte, geschah. Er fragte: „Highneß, spielen Sie Tennis? Wollen wir einen Match machen? Wir hätten ein feines Doppel: Catherine Warner spielt mit und Brigitte Warner, ihre Kusine — eine Deutsche, aber eine gute Spielerin."

„Um wieviel Uhr?" fragte der Fürst.

Der Engländer erwiderte, und wunderte sich eigentlich selbst darüber: „Wann Hoheit befehlen!"

„Um fünf Uhr!" sagte Charlie. „Sollte ich dienstlich abgehalten sein, lasse ich Sie verständigen."

Er dankte dem belgischen Obersten, der stumm dabeigestanden hatte, mit ein paar liebenswürdigen Worten für das fabelhafte Arrangement; er werde nicht vergessen, die Verdienste des Obersten in Brüssel zu erwähnen. Der französische Vertreter, General Béranger, verhielt sich sehr zurückhaltend. Er hatte sich vorstellen lassen und grüßte jetzt kurz und offiziell, ehe er sein Auto bestieg.

Der Fürst ließ sich mehrere jüngere amerikanische Offiziere vorstellen und unterhielt sich längere Zeit mit dem Nachrichtenoffizier, den er im Laufe der nächsten Tage noch besuchen wolle. „Wir interessieren uns sehr für die ausgezeichnete Organisation der amerikanischen Spionageabwehr", sagte er. „Ich glaube, ich kann Ihnen da noch manchen Fingerzeig geben. Es abenteuert so mancherlei hier am Rhein umher."

Austin Brown sah den Fürsten aufmerksam an.

Im Gesicht von Charlie erschien ein ganz kleines Lächeln. „Sie kommen mir übrigens bekannt vor, Mr. Brown . . ."

Dies ganz kleine Lächeln — es saß unter dem Lid des linken Auges, während der Mund ganz ernst blieb — zuckte auch im Gesicht des Fürsten, als er sich vom General verabschiedete.

Der belgische Oberst wollte den Fürsten wieder begleiten. Der dankte ausdrücklich, und jetzt ging das Lächeln auch auf den Mund über. „Ich habe eine Verabredung mit jungen Damen. Wir wollen ein wenig reiten. Ich bleibe auf dieser Seite des Rheins."

Schon fuhr der Wagen an den Truppen vorbei, dann durch Feldwege nach dem kleinen Winzerhäuschen, wo die Pferde bereitstanden.

Es war noch nicht elf Uhr. Der amerikanische Bursche hielt die vier Pferde. Vom Tal kam eine Staubwolke hoch. Der kleine dunkelrote amerikanische Wagen von Dorothy Warner arbeitete sich schnell empor.

Der Fürst öffnete den Schlag. Er sah mit Vergnügen die schmalen hohen Beine von Dorothy, und dann sah er in ein sehr schönes und sehr festes Frauengesicht mit fast grünen Augen unter rötlichem Haar.

Brigitte Warner sah den Fürsten beinah zornig an. Sie dachte: Er ist reichlich unverschämt — erst starrt er einem auf die Knie und dann ins Gesicht! Es tat ihr schon leid, daß sie sich bereit gefunden hatte, an diesem Spazierritt teilzunehmen. Aber Dorothy hatte so sehr gebeten und hatte mit einem Erröten, das ihr allerliebst stand, weil man es so selten oder fast nie sehen konnte, gesagt, sie habe fast ein wenig Furcht, mit dem jungen Fürsten allein zu reiten.

Dorothy stellte vor. Charlie sagte sofort zu der jungen Witwe auf deutsch: „Gnädige Frau, Sie sind aber keine Amerikanerin!" Er wußte selbstverständlich genau, daß die junge Frau aus einem deutschen freiherrlichen Hause stammte und den jüngsten Halbbruder des Generals, Dollarmillionär, ein halbes Jahr vor Kriegsausbruch geheiratet hatte. Er nahm an, die deutsche Anrede würde ihr angenehm sein.

Er täuschte sich nicht; sein erster Eindruck verwischte sich schon bei Brigitte Warner. Die schroffe Abwehr ihres Gesichts löste sich. „Nein — ich stamme aus Deutschland", sagte sie. „Ich bin Rheinländerin und habe schon vor dem Krieg nach Amerika geheiratet."

„Da haben Sie also schwere Zeit hinter sich", sagte Charlie, und sein Gesicht war ganz ernsthaftes Bedauern.

Die Damen gingen in das Winzerhäuschen, um sich umzuziehen. Im Anfang war Dorothy wie ein wilder Junge in weißledernen Reithosen und dünner Bluse durch die Stadt geritten. Jetzt, nachdem der General deswegen Ärger genug hinter sich hatte, war dies Häuschen als Umkleideraum eingerichtet worden.

Das Umziehen der Damen dauerte nur wenige Minuten. Charlie musterte die Pferde. Zwei irische Hunter und ein ausgezeichnetes Jagdpferd, wahrscheinlich deutscher Herkunft. Er prüfte die Sattelgurte und lächelte, als er sah, daß keins der Pferde Damensattel trug.

Brigitte war ein wenig größer als ihre Kusine und ein wenig voller. Der Bursche wollte beim Aufsteigen helfen, Aber der Fürst ging schon ein wenig in die Kniebeuge und hielt seine ineinandergefalteten Hände bereit. Der Reitstiefel ruhte einen Moment auf seinen Händen; auf eine Sekunde im schnellen Schwung streifte ihr Körper seine Arme.

Was immer man von Charlie sagen konnte, und es war vieles gegen ihn zu sagen, — er war ein Mann, der sich nicht leicht vom Augenblick überrennen ließ. Diesmal hatte ein fremdes Feuer ihn verbrannt. Er achtete nicht einmal auf den mächtigen Hunter, der sofort versuchte, die Trense mit der Zunge zwischen die Zähne zu schieben.

Dorothy mußte zweimal fragen: „Ich glaube, wir lassen den Burschen zurück? Beim Galopp wird er uns doch nicht folgen können!“

Charlie sah das klare und scharfe Profil von Brigitte Warner; er sah ihre Figur, die wie angepreßt auf dem Pferde saß. „So könnte Diana reiten!“ sagte er. Aber er sagte es mehr zu sich selbst denn als Kompliment. Aber trotzdem bekam er zum zweitenmal einen zornigen Blick aus den blaugrünen Augen.

Gleichzeitig sagte Dorothy: „Galopp!“ Sie setzte mit einem riesigen Satz über den Chausseegraben. Sie nahm keine Rücksicht auf die jungen Felder, die hier oben am Rande der Höhe schon begannen. Für Sentimentalität dieser Art hatte sie nichts übrig. Der Schaden sollte bezahlt werden — von irgendwem.

Charlie fühlte, daß er sein Pferd nicht in der Hand hatte. Der Hunter ging los und schob den Kopf nach vorn. Selbst im Galopp sah Charlie das spöttische Gesicht von Dorothy und hörte das helle Lachen von Brigitte. Er parierte das Pferd; seine Schenkel lagen eisern um den Sattel. Scharfer Ruck nach hinten — Nachgeben der Zügelhand — Anreißen: Er hatte den Hunter. Legte sich jetzt leicht nach vorn. Das Pferd wußte, während es scharf Zügel und Sporen fühlte, daß es mit diesem Reiter keinen Spaß treiben durfte.

„Herrliches Perd!“ rief Charlie, und die grünen Wellen des jungen Ackers flogen unter ihnen her. Galopp, Galopp . . .

So ist das Leben, dachte Charlie, so ist das Leben schön! Kurzer Galopp über grüner Erde neben der schönsten Frau. Ich sollte wirklich nicht an Frauen denken — ich sollte es nicht . . . Verdammt noch mal, sie ist schön! Himmel und Hölle, mein Herz zittert! Charlie, Charlie, wie soll das werden?

In einem großen Kreis ritten sie wieder nach dem Feldweg zurück. Sie ritten jetzt über die Kuppe des Hügels, der Ehrenbreitstein benachbart ist. Dicht am schmalen Weg, der sich in Felder und Weinberge verliert. Schritt. Da lag eine kleine Kapelle. Die Krone der Mutter Gottes leuchtete. Ihr zu Füßen lagen ein paar Frühlingsblumen.

Charlie merkte, wie Brigitte Warner den Schritt des Pferdes verhielt. Mit einem Ruck stand er auf der Erde, führte den Gaul herum und half ihr aus dem Sattel. Zum zweiten Male wehte die Seide ihres langes Reitjacketts an seinem Kopf vorüber, und er hielt für ein paar Sekunden, so wie den Duft ihres ganzen Wesens, ihren Körper in seinen eisernen Händen.

Dorothy nahm die Zügel der beiden Pferde. Sie sagte lächelnd: „Nun hast du es erreicht, Brigitte, wir machen an deiner Kapelle halt! Der Fürst scheint ebenso sentimental zu sein wie du.“

In dem kleinen Haus der Mutter Gottes war braune Dunkelheit und kühlere Luft. An der Wand eine Gedenktafel: „Am 17. Oktober 1795 fanden hier bei einem Ausfall gegen die Franzosen Leutnant Freiherr Arnold von Solemacher und 13 kurtrierische Jäger den Heldentod.“

Brigitte Warner nahm einen kleinen Veilchenstrauß, den sie im Knopfloch ihres Reitjacketts getragen hatte, und legte ihn vor der Madonna nieder.

Der Fürst ergriff ihre Hand, von der sie den Handschuh gezogen hatte, und küßte sie.

Sie sah ihn an, ein wenig spöttisch, ein wenig fragend, ein wenig unruhig. „Es ist eine Ehrung für Ihre Feinde“, sagte Brigitte. „Es war immer so, der Rhein hat immer gegen Frankreich kämpfen müssen.“

„Ich nahm es anders“, sagte Charlie. „Sie haben Helden geehrt, Kämpfer, und ich habe für die Geste gedankt.“

Brigitte sah ihn prüfend an. „Sind Sie eigentlich nebenbei Schriftsteller, Durchlaucht oder Königliche Hoheit — ich weiß nicht, wie die Anrede korrekt ist?“

Charlie konnte sich auch in diesem Augenblick, da er so sehr wünschte, dieser Frau zu gefallen, nicht seines tollen Tones enthalten. Er konnte nicht anders, er sagte: „Anreden sind gleichgültig; am liebsten wäre mir „Charlie“!“

Die junge Frau zuckte die Achseln und sprach französisch weiter: „Sie sind unmöglich, mon prince!“

Dorothy hatte von der Szene nichts verstanden; sie hatte genug mit den beiden unruhigen Tieren zu tun. Während man zurück nach dem Winzerhaus ritt, merkte sie, daß kaum noch ein Wort fiel.

„Der Fürst war wohl unverschämt?“ fragte sie Brigitte.

„Das nicht“, sagte die junge Frau, „er hatte keinen Anlaß dazu. Aber ich warne dich, ihm den geringsten zu geben. Er scheint unter sehr merkwürdigen Frauen groß geworden zu sein.“

Jetzt lachte Charlie sein freches Jungenlachen. „Ich bitte um Verzeihung, immerzu um Verzeihung! Ich weiß, ich benehme mich schlecht; aber ich bin mit siebzehn Jahren in den Krieg gegangen . . . Lehren Sie mich! Ich werde lernen!“

Jetzt lächelte Brigitte. „Was soll ich Sie lehren? Sie haben irgendeine Verführerschule mit Eins A durchgemacht. Man hat Sie nur die Unterschiede nicht so genau gelehrt, Durchlaucht.“

„Kann ein Mensch mehr als bereuen?“

Dorothy kniff die Lippen schmal zusammen und ließ ihr Pferd unvermittelt in Trab fallen. „Papa muß ja nicht immer warten“, sagte sie.

*

Die Stadt Koblenz hatte fabelhafte Tennisplätze auf einem Grundstück neben der Villa des Generals anlegen müssen. Der General wünschte den Garten seiner unfreiwilligen Quartiergeber nicht zu verändern; er sah aber auch ein, daß seine Töchter, wenn sie ihm schon in das Kriegslager am Rhein folgten, das Recht hatten, Tennisplätze ganz in der Nähe ihrer Behausung zu fordern. Man konnte schließlich nicht alle Nachbargärten gegen die Folgen des Krieges schützen . . .

Die Plätze waren selbstverständlich auf das modernste eingerichtet. Man hatte einen kleinen Pavillon errichtet, in dem es sogar wunderbare Brausevorrichtungen gab und einen sehr artigen Umkleideraum für Damen wie für Herren. Ein paar alte Bäume hatten dem Tennisplatz weichen müssen. Aber wieviel Bäume hatte der Krieg nicht gefordert?

Sir Frederic Mayburn und Charlie fuhren zusammen zum Platz, denn der junge Fürst hatte es sich nicht nehmen lassen, den Engländer abzuholen.

„Ritt gut bekommen?“ fragte Charlie Brigitte. „Noch böse?“

„Ich weiß gar nicht, daß ich böse gewesen wäre. Um böse zu sein, müßte man sich beleidigt fühlen. Ich, Brigitte Warner, war sicherlich nicht beleidigt.“

„Sie sprechen Deutsch?“ fragte Sir Frederic Charlie.

„Selbstverständlich!“ sagte Charlie. „Sie vergessen, daß meine Kusine, die belgische Königin, eine bayerische Prinzessin ist.“

„In der Tat“, sagte Sir Frederic. „Losen wir aus oder haben Hoheit Wünsche?“

Charlie sah Brigitte mit kurzem Blick von der Seite an. „Ich hätte die Bitte, mit Miß Catherine Warner spielen zu dürfen.“

„Allright!“ sagte Sir Frederic.

Catherine Warner strahlte.

Ehe man vom Netz ging, sagte Sir Frederic zu Catherine: „Wissen Sie, daß ich etwas Ärger gehabt habe? Ich bin bestohlen worden . . .“

„War es viel?“ fragte der Fürst mit höflichem Interesse dazwischen.

„Wie Sie wollen, Hoheit“, sagte der Engländer und prüfte sein Rakett. „Tausend Pfund.“

„Ganz schön“, meinte Tervueren. „Besser als nichts.“

„Ich weiß nicht,“ sagte Sir Frederic, ein wenig gereizt, „warum Sie das so komisch finden. Tausend Pfund sind eben tausend Pfund!“

„Vielleicht bekommen Sie das Geld wieder“, sagte der Fürst, während er schon auf seinen Platz ging. „Allerdings, nach meinen persönlichen Erfahrungen, arbeitet die Polizei im Rheinland sehr schlecht.“ Er hob den Ball; der Schläger sauste scharf gegen die weiße Kugel, die haargenau über das Netz ging und drüben so scharf aufschlug, daß der Engländer, der vielleicht noch an seine tausend Pfund dachte, den Ball nicht bekam. „Fifteen for me“, sagte Tervueren. „Achtung — ich gebe!“

Frederic Mayburn war am Netz unschlagbar. Er ging in die Luft, den Arm senkrecht ausgestreckt, als sei er von einer Sehne abgeschossen worden. Er flog zur Seite, gleich einem mit aller Kraft geworfenen Speer. Er war Klasse. Außerdem spielte er mit vollendeter Gleichmäßigkeit. Er

schlug seine Bälle; es wäre ihm nicht einen Augenblick in den Sinn gekommen, etwas anderes zu überlegen als die Aufgabe, die weiße Kugel möglichst günstig zu placieren.

Charlie spielte ungleichmäßig. Es gab einen Satz, in dem er ganz ausgezeichnet gab; aber er gab noch besser, wenn er den Ball an Brigitte Warner zu richten hatte. Wie einschlagender Blitz flogen die Bälle vor ihre Füße, und wenn sie, die schlechteste Spielerin der vier, sich mit entschuldigendem Blick zu ihrem Partner wandte, weil der Ball, wie von geheimnisvoller Macht getrieben, an ihrem Rakett vorübersauste, wenn ihr Gesicht einen kleinen, fast hilflosen Zug bekam, dann blitzte es in seinen grauen Augen scharf, fast fröhlich auf. Wenn sie am Netz war, kämpfte er mit Erbitterung, um dann ganz unerklärlicherweise einen Ball zu verfehlen, weil er — der Engländer hätte es nie verstanden — sah, wie sich im Spiel ihre feste Büste gegen die dünne Bluse preßte.

Sie standen 6 : 3, 4 : 6, 6 : 4, als Dorothy auf dem Platze erschien. Man machte Pause. Der Fürst war zu Dorothy diesmal von ganz ungeteilter Aufmerksamkeit. Er dankte ihr noch einmal für den schönen Vormittagsritt und legte ihr nahe, daß sie über seinen Abend verfügen solle. „Ich werde ja sehr bald wieder zurückfahren müssen; Sie haben vielleicht gelesen, daß mein königlicher Vetter erkrankt ist. Aber ich habe wenige Menschen kennengelernt, mit denen ich mich auf den ersten Blick so gut verständigen konnte wie mit Ihrem Herrn Vater."

Er sah dabei ihren Knabenmund, über dem der goldene Flaum lag, an, sah ihn so an, daß Dorothy zum zweiten Male errötete. Sie wandte sich an Brigitte, ob sie nicht helfen wolle, eine rheinische Bowle zu brauen.

Brigitte zögerte. Dann, während sie den Fürsten mit auffallender Freundlichkeit ansah, meinte sie plötzlich: „Schön, ich werde mit von der Partie sein! Wir wollen doch einmal feststellen, wie dieser Fürst Charlie mit unseren deutschen Bowlen fertig wird und was er dabei erzählt."

„Große Prüfung!" meinte der Fürst. „Ich habe in allen Hauptstädten der Welt und in manchen Spelunken Bowlen getrunken oder so etwas Ähnliches; ich werde Ihnen davon erzählen, Mrs. Brigitte . . ." Er machte eine ganz kleine Pause und fügte leise, daß man es kaum hören konnte, den Familiennamen „Warner" hinzu.

(Fortsetzung folgt.)

Der Dreizehnte.

Humoreske von Rudolf Hirschberg-Jura.

„Aus diesen unheimlichen Geschichten, die jetzt in unserem kleinen Kreis berichtet worden sind, sehe ich, daß Sie alle eine bange Scheu vor den Gefahren der Zahl 13 hegen. Ich finde das recht begreiflich. Denn wenn man zu dreizehn bei Tische sitzt, so ist es höchst wahrscheinlich, daß einer von den dreizehn zuerst stirbt. Wir sind ja hier zum Glück nur sieben beisammen, und da ist umgekehrt die Wahrscheinlichkeit sehr groß, daß einer von uns sieben am längsten und glücklichsten lebt und also zu allerletzt stirbt. Leider weiß nur keiner von uns, ob er der beneidenswerte Siebente ist."

Die kleine Frau Mila gibt ihrem Willy unter dem Tisch einen ganz heimlichen, aber sehr fühlbaren Stoß, und das fahlhaarige Fräulein, das soeben das furchtbare Erlebnis mit den dreizehn Diwankissen erzählt hat, von denen dann eins plötzlich zerplatzte, tadelt ihn wehmütig: „Sie sollten über solche Unerklärlichkeiten nicht spotten. Geheimnisse sind immer heilig."

„Ich spotte ja gar nicht", antwortete Willy treuherzig. „Leidenschaftlich verehre ich alle Sonderbarkeiten. Nur kommt es immer darauf an, wo und unter welchen Verhältnissen man die Zahl 13 erlebt. Es ist Ihnen natürlich allen ebenso gut bekannt wie mir, daß in ganz Italien die 13 als segensreiche Glückszahl gilt. Es war ein böser Fehler unserer Regierung, den italienischen Tageskreis von 24 Stunden ganz gedankenlos zu übernehmen, daß man auf die Mittagsstunde 12 einfach die Stunde 13 folgen ließ. Jedes Gasthaus, das die gefährliche Bedeutung der 13 mit frommer Ehrfurcht behandelt, läßt sie in seinen Zimmernummern weg und zählt von 12 gleich auf 14. So hätten auch wir das zweite Stunden-Dutzend von 14 bis 25 benennen und die 13 gar nicht in Erscheinung treten lassen sollen. Es stünde zweifellos besser um unser Vaterland! Na, vielleicht läßt sich das noch nachholen. Ich für meine Person möchte es gleich in unserem Haushalt einführen. — Auf deine Zustimmung darf ich doch rechnen, Mila?"

Frau Milas Nasenflügel zittern. Doch sie zwingt sich zu überlegener Ruhe und lächelt: „Ganz wie du willst, Liebster. Aber nach dieser deiner neuen Stundenrechnung ist es ja jetzt schon 23 Uhr. Da wird es Zeit für uns, nach Hause zu gehen."

Sie sagt das so leicht und liebenswürdig, daß Willy nicht anders kann, als ihr willfahren. Sie verabschieden sich und lassen die Freunde mit ihren Dreizehner-Geschichten allein im Kaffeehaus zurück. — Auf dem Heimweg ist Frau Mila zunächst schweigsam. Er merkt deutlich, daß er ihren Unwillen erregt hat. Doch mit vieler Harmlosigkeit fragt er: „Was hast du denn, Schatz?"

„Einen unmanierlichen Mann habe ich! Man kann über viele Dinge verschiedener Meinung sein, aber man macht sich nicht unnötig über etwas lustig, das anderen heilig ist. Du freilich willst immer den Geistreichen spielen."

„Ich spiele gar nicht. Mir ist die Bekämpfung abergläubischen Unsinns voller Ernst. Das ist eben ein Kampf, der m i r heilig ist."

„Reden wir nicht mehr davon. Man hat Taktgefühl, oder man hat es nicht."

Willy hat so viel Taktgefühl, jetzt ganz still zu sein. Streit mit ihr mag er nicht. Er ist rechtschaffen verliebt in sein kleines Frauchen. Sie hat so viele Vorzüge. Sie ist sehr hübsch, wenn auch bisweilen etwas zu temperamentvoll, besitzt Klugheit und mancherlei Tugenden einer Gattin und Hausfrau, aber sie stammt auch aus recht wohlhabender Familie. So vorteilhaft das für ihn als Kaufmann ist, er muß um so mehr darauf bedacht sein, nicht durch eine ihrer Überlegenheiten in demütigende Abhängigkeit zu geraten.

Zu Hause sagt sie weder mit Zärtlichkeit noch mit Schärfe, sondern ganz gelassen: „Ich bitte dich ernstlich: Wenn wir demnächst unsere geplante Abendgesellschaft geben, dann unterlasse derlei Ungehörigkeiten! Ich selbst bin ja nicht abergläubisch. Aber es ist unfein und auch unklug, andere Leute mutwillig zu verletzen und sich zu Feinden zu machen. Versprichst du mir, an diesem Abend deine Zunge im Zaum zu halten?"

Er blickt ihr schalkhaft in die Augen: „Ich verspreche es dir. Kein unehrerbietiges Wort soll über meine Lippen kommen. Aber im übrigen mußt du mir die Freiheit gönnen, den Abend ganz nach meinem Geschmack zu gestalten. Der Speisezettel ist natürlich deine Sache. Nur Wein, Zigarren und alles Sonstige überläßt du ganz bedingungslos mir." Sie geben sich die Hände und bieten sich die Lippen, und es scheint alles gut.

Nach ein paar Tagen zeigt Willy seiner Mila die Einladungskarten. Es sind genau 13 Stück, und das Datum ist auf Freitag, den 13. des Monats, gesetzt. Eine Zornesröte schießt über ihr Gesicht, und er triumphiert lächelnd: „Abgemacht ist abgemacht. Du bist ja nicht abergläubisch. Du bist doch so klug!"

Da ist sie es, die ihm schalkhaft in die Augen blickt: „Du hältst mich also wirklich für klug?" —

An dem festlichen Abend sind die dreizehn Gäste vollzählig versammelt, und Willy fragt verwundert, weshalb Mila noch nicht zu Tisch bittet. „Ich habe noch einen 14. Gast bestellt. Es gibt ja jetzt solche Bureaus, die einem in derlei ärgerlichen Fällen entsprechende Aushilfs-Kavaliere um ein Billiges zur Verfügung stellen. Daß er nicht gerade pünktlich ist, soll wahrscheinlich Vornehmheit markieren."

Willy zähmt mühsam seinen Ingrimm: „Das ist gegen die Verabredung. Wo wohnt dein Bureau? Ich werde dort sogleich abtelephonieren."

Im selben Augenblick öffnet das Mädchen die Tür, und ein vornehm aussehender und sehr gut angezogener älterer Herr tritt ein. Empört, aber mit höflicher Freundlichkeit geht Willy auf ihn zu: „Verzeihung, mein Herr, es muß wohl ein Irrtum . . ."

Doch der gut aussehende ältere Herr überhört diese abweisenden Worte und reicht ihm heiter die Hand. „Ich freue mich sehr, diese Gelegenheit zu haben. Ihre liebe Gattin war so liebenswürdig . . ."

Schon steht Mila zwischen den beiden Herren: „Wie nett, Onkel Emil, daß du es doch noch möglich gemacht hast. Für meinen Mann sollte es eine frohe Überraschung sein. Willy, du hast dir doch schon oft gewünscht, Onkel Emil endlich mal persönlich kennen zu lernen."

Wie sehr freut sich nun Willy! Kommerzienrat Petersen wird mit den anderen Gästen bekannt gemacht, es geht zu Tisch, und es wird ein sehr vergnügter Abend. Kommerzienrat Petersen weiß amüsant zu plaudern von Kunst und von Geschäften, und er muß versprechen, am anderen Tag zum Nachmittagskaffee zu kommen.

Endlich ist das Ehepaar allein.

„Diese Überraschung", sagte Willy, „war zwar gegen unsere Verabredung, aber sie sei dir verziehen. Dann wäre dein gewerbsmäßiger vierzehnter Gast ja ganz überflüssig geworden. Du hast ihm wohl selbst noch abtelephoniert?"

Mila schüttelt lächelnd den Kopf: „Er war es ja!"

„Wer?"

„Der sogenannte Kommerzienrat Petersen, unser angeblicher Onkel Emil."

Unwillig begehrt er auf: „Mich so zum Besten zu haben!"

In ihren Augen blitzten zwei Laternchen auf: „Meinst du, ich hätte es nicht bemerkt, mit welchen Zahlungsschwierigkeiten du seit Wochen kämpfst? Die joviale Liebenswürdigkeit dieses stellenlosen, jedoch geschickten Schauspielers und die sechsstelligen Ziffern, mit denen er so gelegentlich um sich warf, das hat deinen Kredit bei deinen Geschäftsfreunden entschieden gestärkt. Ist ja alles nur Vertrauenssache. Der Abend glückte uns. Ohne meinen Vierzehnten wärest du vielleicht ein unglückseliger Dreizehnter."

Er nimmt sie in die Arme, und beide denken gar nicht daran, aufzumerken, ob sie den dreizehnten Kuß überspringen oder nicht.

Für Alle.

Erzählung von Grete Jacques.

Im Hause de Wendel gab es Krach. Das große Wohltätigkeits-Gartenfest war angesagt, und Marion, die Kleinste, wollte wieder nicht mittun. „Laß mich doch!" hatte sie gebeten und noch ein „Mutti" hervorgewürgt. Denn die Mutter war eigentlich gar keine Mutti, sondern eine sehr aufrechte, herbe Dame und für Marion etwa im Rang der Lehrer. Wäre sie nicht dumm gewesen, wie sie das täglich hörte, hätte sie sich vielleicht Fragen gestellt. Warum sind sie alle hier so wuchtig und so laut? hätte sie gefragt. Und warum kann ich nur froh sein, wenn es still ist? Warum sind sie alle so groß und so blond und nur ich mußte so dunkel und klein werden!? Das Kuckucksei! Diesmal, Gott sei Dank, hatte der letzte Satz in der Debatte nur gelautet: „Und Punktum Schluß, du machst mit!" Das gräßliche: „Zum Briefschreiben wirst du schon noch Zeit finden" — war weggeblieben. Denn leider war es wahr. Sie mußte schreiben. Ohne das ging es keinen einzigen Tag. Sehnsucht, kleine Scherze, ihr großes Kinderleid schrieb Marion, die Elfjährige, ihren Freunden. Den Vögeln schrieb sie, der Katze, ihrem kleinen, weichen Muff. Jeder Bleistift, jeder Zettel lockte ihr ein Bekenntnis ab. Nur den Menschen schrieb sie nicht.

Und wie sie immer unterlag, weil sie nicht streiten konnte, so stand sie plötzlich geschmückt bei den andern. Ein Kränzchen aus Erntеblümchen — denn wir wollen ja ernten, sagten sie! — hatte man ihr ins Haar gedrückt. Noch dunkler schien sie in weißer Seide. Am Arm haftete das Abzeichen, wie ein Strafzettel, und in der Hand hielt sie ihr Körbchen mit den Losen. Sie wußte, was sie zu sagen hatte. „Nur zwanzig Pfennig ein Los . . ." oder: „Fünf sichere Gewinne für eine Mark, liebe Dame . . ." So etwa sollte sie zu den Fremden sprechen.

„Mach einen guten Kassasturz, daß gehörig was eingeht!" Das klang ihr als letzter Gruß in den Ohren und tat weher, als hätte man befohlen: „Ein Messer her! Alle fünf Finger müssen ab!"

Marion versuchte ihr Glück. Leise mahnte sie im Vorbeigehen den und jenen. Ab und zu gelang es. Aber es waren alle so unbegreiflich eilig. Und fast immer waren sie an Marion vorüber, ehe sie ihrer trockenen Kehle die eingelernte Aufforderung abgerungen hatte. Wieviel Stunden war sie eigentlich auf dem Fest? Sie wußte es nicht. Es war ihr keinmal in den Sinn gekommen, die Ihren zu suchen. Es war ihr darum nicht einsamer. Aber das Gewissen schlug, denn sie machte ihre Sache schlecht. Das wußte sie. Es war gar nicht möglich, es den Eilfertigen nachzutun. Etwas abseits vom Gewühl lehnte sich Marion an einen Stuhl. Licht und Lärm umklammerten sie. Im unklaren darüber, wie ihr zu helfen sei, aber ihrer gewiß, daß nicht Mutter noch Geschwister sie so antreffen durften, ließ sie ihre Augen, von denen sie nicht ahnte, wie schön sie waren, über das Gewoge irren.

Und plötzlich kam ein süßes Lachen in diese Augen. Denn nun wußte sie, wie sie es machen mußte. Es war ein guter, kleiner Einfall. War es einem nicht möglich, viele anzureden, so sprach man eben zu einem. Es war nicht so wichtig, daß man ihn kannte; wichtig war nur, daß er anders aussah, als all die großen, starken, lauten, blonden Menschen, unter denen sie lebte. So ging Marion und suchte. Ihr Weibinstinkt im Kinde suchte den Mann als Tröster. Sie war nicht mehr befangen, nicht mehr geduckt. Sie hatte eine gerade Tat vor, nichts Verlogenes wie dies Betteln, auf das sie sich nicht verstand und das ihr sehr peinlich war. Vorsichtig, wie ein Reh im Waldboden, setzte sie ihre schlanken Beine in Bewegung. Sie ging leicht und mit ruhigem, offenem Blick durch den Saal.

An einem Tischchen blieben Marions schwere Augen haften. Da saß ein Herr allein. Alt war er, so glaubte sie; denn er hatte weißes Haar. Sie trat vorsichtig näher. Er sah auch nicht glücklich aus; das gefiel ihr. Er hatte einen schmalen Kopf, eine Brille und hielt einen Bleistift in der Hand.

Das entschied. Er schreibt auch Briefe, und niemand kümmert sich um ihn, dachte das Kind befriedigt. Marion trat an den Tisch und wartete.

„Willst du bei mir ausruhen, kleines Mädchen?" fragte der Fremde. Und Marion setzte sich, ohne Hast noch Angst.

Dann sagte sie: „Hast du Geld, bitte?"

„Wozu brauchen kleine Mädchen Geld?"

„Damit ich mich bei meinem Kassenumsturz" — so hatte die Mutter doch gesagt — „nicht zu schämen brauche. Ich habe noch fast alle meine Lose."

Jetzt lachte der neue Freund. „Für diesen Satz allein ist es mir wert, auf dieses blöde Fest gekommen zu sein." Er nahm einen Schein aus der Brieftasche. „Jetzt kannst du beruhigt umstürzen, Püppchen!" Marion piepste vor Freude.

Sie saßen dann zusammen — der einsame Mann, das einsame Kind. Er strich über Marions dunkles Haar.

Sie waren beide glücklich. Er wußte, wie Kinder leiden können, weil er ein Dichterherz hatte, dem es gegeben war, der Menschen Last mitzutragen. Und er feierte nun sein Fest der Zusammengehörigkeit mit diesem kaum gekannten, schon mehr geliebten Wesen. Und das prahlende Loswort: „Für alle" hatte sich ihm herrlich gewandelt in drei Worte: „Für dieses Kind!"



Selbstmord wegen zu großer Verwandtschaft.

In einem slowenischen Städtchen hat sich ein junger Mann am Vorabend seiner Hochzeit vergiftet. In einem zurückgelassenen Brief an seine Braut erklärte er, daß er eine Zukunft nicht ertragen könne, in der er mit vier Frauen: seiner Braut, seiner Schwiegermutter und zwei Schwägerinnen hätte leben müssen. Da die Hochzeit zu kurz bevorstände, um sie noch ohne öffentlichen Skandal absagen zu können, suche er den Tod als den einzigen möglichen Ausweg.

Verantwortlicher Redakteur: J. B. Arno Ströse; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.